

**Zeitschrift:** Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur  
**Herausgeber:** Bund Schweizerischer Frauenvereine  
**Band:** 36 (1954)  
**Heft:** 53

**Heft**

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 29.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Schweizer Frauenblatt

Abonnementpreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50, Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzelnummern Kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhöfen, Kiosken. Abonnement-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Zürich  
Redaktion: Frau El. Studer-v. Goumoës, St. Georgenstrasse 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69  
Insertat-Annahme: Ruckstuhl-Annoncen, Forchstrasse 99, Zürich 32, Tel. (051) 32 76 98, Postcheck-Konto VIII 16327  
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Tel. (052) 2 22 52, Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inserat-schluß Montag abend

## Neujahr 1955

Wir warten scheinbar vergeblich auf Gott, aber Gott wartet in der Tat vergeblich auf uns.

Leonhard Ragaz 1942

El. St. Diese aus tiefster Seele aufgebrochenen Worte eines Mannes, der eine grosse Führerseele besessen hat, die weit über das vergänglich Gegenwärtige in die Zukunft sah, stammen aus einem der schwersten Jahre des Zweiten Weltkrieges.

Ja damals haben die Völker gewartet auf den Frieden, gewartet auf Gott, den grossen Führer, dass er diesen Frieden schaffe — aber jahrelang musste die Welt noch weiter warten, bis endlich die Waffen ruhen durften. Und ruhten sie auch wirklich? — Ist es nicht noch Jahr um Jahr so gewesen, dass Krieg war irgendwo, Krieg, Kampf, Mord, Töten — all das Furchtbare von dem doch Gott zu seinem Volke sagte:

«Du sollst nicht —»

Aber wir Menschen sind nun einmal so — wenn etwas nicht so geht, wie wir es für richtig halten, da soll ein anderer es richtig machen. Im Welt- und Völkergeschehen soll der Herrgott für den Weltfrieden sorgen; wenn wir Krach haben mit den Vorgesetzten, den Mitarbeitern, den Nachbarn, der Familie, da sollen die andern dafür sorgen, dass es anders werde, wir warten. Warten nicht nur auf Gott, sondern auch darauf, dass die andern das Nötige tun, dass es besser werde um uns herum und in der ganzen Welt.

Neujahr ist im Grunde gar keine sympathische Angelegenheit. Auf Weihnachten freuen wir uns eigentlich alle, wie grosse und kleine Kinder. Denn da wird uns Menschen etwas so Schönes geschenkt, Jahr um Jahr jene grosse, ewige Gabe, weil «Gott die Welt also geliebt hat, dass er ihr seinen eingebornen Sohn gab». Diese «Freude unleuchtet an Weihnachten, ob sie es wollen oder nicht, auch jene, die behaupten, sie glauben an nichts. Die grosse Liebe umstrahlt auch sie, das Licht scheint überall hinein».

Aber Neujahr, das ist etwas ganz anderes. Ob man will oder nicht, man macht so etwas wie einen Kassasturz mit allem, was uns das alte Jahr gebracht hat. Nicht in der sowieso leeren Geldkassette — aber einen seelischen Kassasturz meine ich. Man überlegt sich, vielleicht gewissenhafter und ehrlicher als an einem andern Tag, wie man das Jahr, das uns wieder einmal als verwertbares, wertvolles Pfund vom Herrgott anvertraut worden war, auch verwaltet hat. Verwaltet nicht nur in der Arbeit, im Geschäft, im Haushalt, sondern verwaltet in den tieferen, den seelischen Bezirken unseres Lebens mit all denen, die uns anvertraut sind, die unsen Weg kreuzten als Verwandte, Freunde, Gegner, Feinde.

Die Menschen um uns herum sind ja aus all diesen Faktoren zusammengesetzt wie ein Mosaik, und an uns ist es mit ihnen, mit jedem einzelnen, den rechten Ton, den rechten Weg zu finden, damit die Beziehungen gut, fruchtbar und dem Frieden dienend gestaltet werden.

Das ist es wohl, was Gott von uns erwartet. Der grosse Friede, auf den die Welt seit Jahrhunderten wartet, muss aus kleinen Zellen aufgebaut sein. Denn wo nur die Stärke der Waffen, hohe

Regierungen über Krieg oder Frieden entscheiden, da ist ein Frieden nicht fest genug untermauert, dass er halten, zum wirklichen Segen werden könnte.

Gewiss, das Leben kann nicht nur aus einer beständigen Übereinstimmung bestehen. Im politischen, im wirtschaftlichen Leben, ja in der kleinsten Familie wird es je und je Gegensätze geben. In einer Demokratie wie der unseren, werden stets wieder verschiedene Meinungen aufeinander prallen, gegeneinander kämpfen. Aber müssen diese Kämpfe wirklich auf so oft bedenklich niedrigem, persönlichem Niveau ausgekämpft werden, so nur vom Gesichtspunkt der menschlichen Vorteile, der politischen Machtpositionen aus?

Wir glauben an die Demokratie, glauben an ihre bei uns so weitgehenden Rechte, aber — will uns scheinen — haben diese Rechte nicht an Würde verloren, hat unser Volk sie nicht mehr und mehr zu Knechten rein materieller Interessen gemacht, und wird es nicht schwerer und schwerer um ideale Forderungen, Fragen reiner Gerechtigkeit zu kämpfen? Muss denn überall wirklich nur noch der materielle Vorteil, die Entlastung des Einzelnen von persönlicher Verantwortung, die Verstaatlichung auf breiterer Basis angestrebt werden?

Und ist das gute Schweizerart, dass ein Grossteil unseres Volkes häufig die Verantwortung für wichtige staatliche Entscheide einem Bruchteil der Verantwortlichen überlässt, der oft kaum 50 Prozent derselben ausmacht?

Und wenn wir nun so an Neujahr ein wenig unsere begangenen und auch die Unterlassungs-Sünden während 365 Tagen durch Kopf und Seele gehen lassen, dann fühlen wir so deutlich, wie wir auch noch einem anderen wichtigen Teil unseres Daseins zu wenig die Treue gehalten haben: Unserem Glauben, unserer Kirche. Es genügt wohl nicht, dass wir uns, jedes für sich in seinem engsten Bezirk zu unserem Glauben bekennen und versuchen, ihn lebendig zu machen. Wir müssen auch den Mut haben dazu zu stehen, uns auf den Boden unseres reformierten Glaubens zu stellen überall

da, wo es um die grossen Probleme und Aufgaben unseres Volkes geht: die Erziehung der Jugend, die Sozialarbeit, die Pflege des Rechts, Ehefragen, eigentlich in jedem Bezirk der kleinen und grossen Politik. Es genügt nicht, wenn am 1. August in schönen Festreden Gott ab und zu in Zusammenhang zu unserem Volk, unserem nationalen Leben gebracht wird. Man sollte bei Führern und Geführten etwas davon spüren können, dass sie nicht nur Kultur haben — sondern einen Glauben. Geben wir darum Ragaz noch einmal das Wort: «Wahre Führer können ihre Aufgabe nur im Bunde mit Gott durchführen».

Undankbar wäre es, am Ende dieses Jahres nicht noch der vielen dankbar zu gedenken, die in einem Schlechtwetterjahr par excellence in treuer Arbeit unter oft schweren Bedingungen aus unserem harten Schweizerboden das Möglichste herausgeholt haben für unser ganzes Volk; auch der Vielen, die durch Hagel, Sturm und Lawinen in Not gekommen sind, last uns gedenken, um dann doch dankbar um all das Guten, des Friedens vor allem zu erinnern, in welchem unser Land wieder ein Jahr grosser Prosperität erlebt hat. Denken wir daran, dass Reichtum verpflichtet, und rings um uns noch Abertausende in tiefster Not und Entbehrung leben müssen, während bei uns ein so gehobener Wohlstand herrscht, dass er uns mehr und mehr in die Gefahr bringt, einem Materialismus zu verfallen, der nachgerade zu einer Gefahr für weite Kreise unseres Volkes wird.

Möchten wir mit dem Dank für alles Gute im vergangenen Jahr mit starkem gutem Glauben und Willen in das vor uns liegende eintreten und nicht ermüden im Kampf um jene Güter, die stets die Stärke unseres Volkes ausgemacht haben: Treue, Glauben, Einfachheit der Sitten und Hingabe an die Erfüllung der uns auferlegten Pflichten.

Ein neues Jahr hat angefangen.  
Lass es ein Jahr der Gnade sein.  
Ein jeder blicket voll Verlangen  
In diese künft'ge Zeit hinein.  
Lass jeden finden und erfahren,  
Was seiner Seele dient und frommt  
Und schaffe, dass in allen Jahren  
Dein Reichtum näher kommt.

(C. R. H. Puchta 1808—1856)

## Der Weg zum Frieden

von Albert Schweizer\*

Was ist, genau genommen, das Problem des Friedens in der modernen Welt? Seine Bedingungen sind ganz neu, — so verschieden von denen früherer Zeiten wie der Krieg, den wir abzuwenden suchen. Die modernen Todes- und Zerstörungswaffen sind unvergleichlich wirksamer als jene der Vergangenheit. Krieg ist in der Tat ein grösseres Uebel als je zuvor.

Die Generation, welche vor 1914 aufwuchs — es sei daran erinnert — erachtete den enormen Zuwachs der zerstörenden Macht der zeitgenössischen Aufrüstung nicht als unvorteilhaft für die Menschheit. Man nahm an, dass künftige Kriege aus diesem Grunde umso kürzer und entscheidender sein würden. Ebenso dachte man, dass das Uebel in einem künftigen Konflikt durch das neue Element der Menschlichkeit verringert werden könnte. Die Genfer Konvention von 1864 brachte natürlich nam-

hafte Erfolge und Hunderte und Tausende von Menschen, Zivilisten und Kämpfer hatten Vorteile davon. Aber diese Vorteile sind eine Kleinigkeit, wenn wir daneben das unermessliche Leid stellen, das die modernen Methoden der Kriegführung gebracht haben. Jetzt kann man nicht mehr von Humanisierung des Krieges reden.

Jetzt, wo wir wissen, welch furchtbares Uebel der Krieg ist, dürfen wir nichts vernachlässigen, was eine Wiederkehr verhindern könnte. Dafür spricht überdies ein ethischer Grund. Während der letzten beiden Kriege machten wir uns an Verbrechen schuldig, die uns jetzt erschauern lassen. In einem künftigen Kriege werden noch schrecklichere Dingen

\* Rede gehalten in Stockholm bei Ueberreichung des Friedenspreises. Aus «Sunday Times» vom 7. November 1954 übersetzt von A. Bindschedler.

blieb sei, wo sie wieder nach Sofia zurückgeführt werde. Auch eine lange Eisenbahn- und eine mühsame Autofahrt hätte sie gerne auf sich genommen. Aber der Mann schlug stets den gewohnten Weg zur Allee ein.

Wenn sie den Rundgang ohne geringste Neugier, ohne Aussicht auf eine Veränderung abgeschrieben hatten, wenn sie zwanzig Minuten lang an der immer gleichen Rasenfläche, dem Sandhaufen und der Baumgruppe entlang gegangen waren, sank Diinas kleine Flamme und erlosch in tiefster Dürstert. Mit hängenden Ohren trötelte dann die schwarze Gordon Setter hinter dem Manne her, ein schönes, rassenreines Tier von edler Gestalt, aber mit einem heimwehkranken Herzen. Um eine oft wiederholte Enttäuschung ärmer, liess sie sich, widerstrebend nur, in das alte Haus und die schmalen Treppen hinauf in den zweiten Stock führen, wo sie wieder in das kleine Zimmer eingeschlossen und für lange Stunden allein gelassen wurde.

In der Zwischenzeit, in der Diina nicht wusste, wo ihr Hüter der Gefangenschaft weilte, gab sie sich ihren Launen hin. So wie es ihr eben zumute war, begann sie in den Zimmer wandelnd zu hausen. Sie zerriss alles Papier, dessen sie habhaft wurde, ohne nach dem Werte zu fragen, den vielleicht der Gastgeber darauf legte. Trotz liess sie die besten Knochen liegen. Aber hinter die Pantoffeln, die sie unter dem Diwan gefunden, machte sie sich wütend her, als ob sie ihren grimmigsten Feind unter den Zähnen und in überlegener Gewalt hätte. Sie schleppte die Tischdecke auf dem Boden herum, Leine, Haarbürste, Aschenbecher wechselte oftmals und klorierte den Platz. Wirklich, das Zimmer sah, wenn der Junggeselle nach Hause kam, eher wie ein Schlachtfeld aus.

Die meiste Zeit jedoch lag Diina auf dem Diwan

## An unsere Abonnenten und Leserinnen

Schon wieder rückt das Jahresende heran und veranlasst uns, Rückschau und Ausschau zu halten. Mit herzlichem Dank grüssen wir unsere langjährigen Abonnentinnen und Leserinnen. Mit Freude denken wir an diejenigen, die sich im Laufe des letzten Jahres zu uns gesellt und die Zahl unserer Abonnentinnen vermehrt haben. Sie alle möchten wir bitten: halten Sie uns weiterhin die Treue, werben Sie für unsere Sache, damit unser Blatt, in welchem die Frauen frei und unabhängig ihre Meinung sagen dürfen, nicht nur erhalten bleibt, sondern — und das ist unser besonderer Wunsch — ausgestaltet werden kann. Jede neue Abonnentin bringt uns unserm Ziele ein klein wenig näher.

Von Jahr zu Jahr hoffen wir, dass sich die Weltlage stabilisiere; jeder Jahresbeginn steht jedoch wieder unter der bänglichen Frage, was uns die Zukunft bringe. Wir können nicht vorausschauen; wir können Unabwendbares, das uns bestimmt ist, nicht verhindern. Wir können aber Tag für Tag unsere Pflicht tun, solidarisch zusammen- und füreinander einstehen und um Gottes Segen bitten.

In diesem Sinne grüssen wir Sie alle zum neuen Jahr.

Im Namen der Genossenschaft  
Schweizer Frauenblatt  
Dr. Elisabeth Nägeli

ge geschehen. Dazu darf es nicht kommen. — Sehn wir den Tatsachen ins Gesicht. Der Mensch ist ein Uebermensch geworden. Nicht nur stehn ihm angeborene physische Kräfte zu Gebot, sondern dank der wissenschaftlichen und technischen Fortschritte beherrscht er auch die noch brachliegenden Kräfte der Natur. Aber der Mensch leidet an einer fatalen Unvollkommenheit. Er hat sich nicht auf die übermenschliche Ebene des Verstandes heraufgebracht, welche mit dem Besitz über Menschkraft Hand in Hand geht. In Ermangelung dessen kann er niemals diese Riesenkraft zu Zwecken führen, welche wirklich und rationell sind anstatt zerstörend und mörderisch. Demgemäss wird der Fortschritt der Wissenschaft eher ein Unglück als ein Vorteil sein.

Die wesentliche Tatsache, die uns jetzt bewegen muss (und das hätte längst geschehen sollen) ist, dass die Unmenschlichkeit und der Uebermensch unlosbar zusammengeschnitten sind. Das eine geht im Schritt mit dem andern. Wir lassen Massentötung in Kriegszeiten zu — etwa 20 Millionen Menschen starben im letzten Kriege — so wie wir die Zerstörung ganzer Städte und deren Bevölkerung durch Atombomben zulassen. Wir dulden den Gebrauch von Flammenwerfern gegen menschliche Wesen. Radio und Zeitungen bringen uns diese Nachrichten und wir beurteilen sie, je nachdem sie für uns oder für den Feind ein Erfolg sind. Wenn wir uns selbst zugestehen, dass sie ein Verbrechen gegen die Menschheit sind, so beschwichtigen wir deren Zulassen mit der Bemerkung «Krieg ist Krieg», und daran lasse sich nichts ändern. Durch dies Erbengesehen ohne Widerstand werden wir an einem

und gab sich ihrer Sehnsucht hin, wobei die lauten Geräusche von der Strasse herauf sie erheblich störten. Dieses Kreischen der Bremsen, das harte Rollen der Räder, das den Boden erzittern liess, das schrille Anschlagen der Glocken, aber auch das scharfe Hupen der Autos, schreckte sie immer wieder von ihrer Versunkenheit auf. Wenn jedoch die Wanderung der Menschen auf dem Asphalt begann, lauschte sie und hoffte, dass unter den vielen sich vielleicht ihr Meister befinden könnte, und dann ängstigte sie sich wieder, er könnte vorüber gehen, ohne sie zu finden, weil er nicht wusste, dass sie hier gefangen gehalten war.

Nach jeder Enttäuschung war Diinas bester Tröster der Schlaf. Die Rute bewegte sich langsamer, die Schwingungen wurden sanfter und verloren an Umfang. Schliesslich blieb noch ein leises Klopfen übrig, während der edle Kopf sich auf die Pfoten legte und die traurigen Augen sich schlossen. Jetzt stellte auch der Schweif seine Ruhelosigkeit ein, er schlemmte sich dem Körper entlang, mit der Spitze das eine Ohr berührend.

Und bald segelte Diinas Geist in lieblichen Wunschgebilden. Ein Pfiff erschallte. Diesem herrlichen außer Töne folgend, rannte sie auf. Sie schoss durch den teppichbelegten Korridor daheim in Sofia, und da die Tür nicht offen stand, erhob sie sich auf die Hinterleiste und drückte mit den Vorderpfoten die Falle herab. Es wurde ihr nicht bewusst, dass sie dies zum ersten Mal tat, aber ein stolzes Gefühl stieg in ihr auf und eine Gewissheit, dass es für sie nun an keine Hindernisse mehr geben könne.

Sie rannte in den Garten hinaus, diesem schreien aller Gärten, wo jedes Plätzchen ihr gehörte und keine Ecke ihr unbekannt war. Am Blumenbeet stand der Herr und pflückte Rosen. Die Herrin

## Diina, die Weltenwanderin

Von Elisabeth Gerter

Die Jagdhündin Diina, eine schwarze Gordon Setter, sass neben dem Herrn auf dem Vordersitz. Die Pfoten stützte sie auf einem hochgestellten Koffer, so dass sie auch beim kurvenreichen Aufstieg ins Gebirge das Gleichgewicht nie verlor und das grossartige Panorama unvermindert geniessen konnte. Nun fuhren sie durch einen dichten Nadelwald. Aus Diinas lebhaften Bewegungen war zu erkennen, dass sie sich wieder in grosser Jagdgesellschaft die Hirsche durch das Buschwerk treiben sah.

«Gewiss Diina, hier jagten wir,» sagte der Schweizer Gesandte aus Sofia, und auch ihn freute die Erinnerung. Er hatte glückliche Zeiten in Bulgarien verbracht, die nun allerdings, durch die Verletzung nach China, ein Ende gefunden. Darum verliess er das Land, das er lieb gewonnen, im Auto, um noch einmal die landschaftliche Schönheit in vollen Zügen in sich aufnehmen zu können. Und er beobachtete, wie auch seine treue Begleiterin die Fahrt genoss.

Sie fuhren über einen hohen Bergsattel und dann wieder hinab in das grüne Tal, das von einem silberleuchtenden Flusse durchzogen war. Wo sie Städte und malerische Dörfer berührten, waren diese von heiteren Volksfesten belebt. Die Fahrt ging auf- und niederwärts, wie auf Meereswellen. Berge und Täler wechselten ab. Der Zustand der Strassen war nicht besonders gut, und als sie durch Jugoslawiens Landschaften fuhren, wurden die Wege noch schlechter. Abends übergab der Minister sein Auto der Eisenbahn, und Diina schlopfte die weitere Reise durch.

In einer alten Vorstadt und in einem schmalen Hause wurde Diina untergebracht. Sie konnte nicht wissen, dass sie sich im Herzen Europas, in Basel, befand, und dass sie hier die Weiterreise ihres Meisters abzuwarten hatte.

Die meiste Zeit lag sie auf dem Diwan. Ihre Rute ging oft erragt hin und her, rhythmisch, wie der Pendel einer Uhr aber weit aussehend, wie die Schwingung ihrer Sehnsucht. Sie fühlte sich in äusserst enge, ihren Lebenselementen keineswegs entsprechenden Verhältnisse versetzt.

Ihren jetzigen Aufenthalt, als Daueraufenthalt sich vorzustellen, erschien ihr eine Unmöglichkeit, ein Faktum, das einfach nicht möglich sein konnte. Darum liess sie jede Nahrung, die ihr vorge stellt wurde, unberührt. Auf keine Weise wollte sie ihre Lage de-facto anerkennen, und von dem neuen Meister liess sie sich nur ausführen, weil dies ein Akt der Notwendigkeit war. Es gesellte sich allerdings auch die Hoffnung dazu, dass sich vielleicht eine Fahrt ihres Herrn, der sie ja hierher gebracht hatte, finden lasse.

Sie wurde morgens, mittags und abends, immer in die gleiche Anlage geführt. Sie wurde an der Leine gezogen, und das war eine ihrer Rasse angenehme, unträgliche Beleidigung. Auch was ihr da an Artgenossen begegnete, war keineswegs dazu angetan, ihre Stimmung zu erhöhen. Alles was sie beroh, war niedriger Qualität und kleinstes Lokalkolorit, das sie nicht im geringsten interessierte, das ihr aber auch keine Hoffnung übrig liess, die gesuchte Fahrt, oder eine einigermaßen bekannte Spur zu entdecken.

So oft sie an der Seite des Mannes ausging, der in fremdem Wortlaut nicht unfreundlich mit ihr zu sprechen versuchte, leuchtete ein kleines Flämmchen in ihr auf, dass vielleicht dies nun der Augen-

Verbrechen gegenüber der Menschheit schuldig. Aber wichtig wäre es,

#### Die unsere Schuld anzuerkennen

und der Abscheu vor dieser Erkenntnis sollte uns aus unserer Starrheit reissen und uns hoffen und arbeiten lassen für ein Zeitalter, in welchem es keine Kriege mehr gibt. Körperschaften wie der Völkerverbund und die Uno können namhafte Hilfe leisten, doch haben sie sich als unfähig erwiesen, den allgemeinen Frieden herbeizuführen. Der Misserfolg war unvermeidlich, weil die Welt, in der sie arbeiten, auf das Zustandekommen des Friedens keinen genügend grossen Druck ausübt.

Unsere Zeit ist knapp. Ein künftiger Krieg wird die totale Zerstörung bringen. Wir müssen entschlossen handeln um den Frieden zu sichern. Wir müssen entscheidende Resultate erzielen und dies bald. Nur der Geist kann dies tun. Aber ist der menschliche Geist fähig, Dinge zu tun, nach denen wir in unserer Not verlangen? Wir müssen seine Kraft nicht unterschätzen, die sich durch die ganze Menschheitsgeschichte hindurch gezogen hat. Ihr verdanken wir die Menschlichkeit, aus der aller Fortschritt zu einer höheren Lebensweise entspringt. Menschlichkeit macht uns gegen uns selbst treu und gibt uns schöpferische Kraft. Wenn der gegenwärtige Standpunkt uns festhält, sind wir uns untreu und werden die Beute von Irrtümern.

Die ganze Stärke des Geistes wurde uns im 17. und 18. Jahrhundert offenbar, durch ihn wurde Europa aus dem Mittelalter heraus und vorwärtsgetrieben und Aberglaube, Hexenprozesse und Folterkammern abgeschafft. Der menschliche Geist hat neue Wunder an deren Stelle gesetzt. Wenn seine Kraft später erschaffte, lag es vor allem daran, dass er keine festen ethischen Grundlagen für unsere zunehmende Kenntnis der Welt aufstellte. Der Mensch wusste nicht mehr in welcher Richtung er weiterschreiten sollte. Seine Ideale sanken. Aber heute müssen wir uns abermals jener uralten Kraft des menschlichen Geistes hingeben. Wollen wir nicht ins Verderben kommen, muss er ein neues Wunder vollbringen, denn vergleichbar, welches uns aus dem Mittelalter heraus, aber mit erweitertem Geschick. Der Menschengeist ist nicht tot, doch einsam lebt er weiter. Er hat begriffen, dass er jetzt seine eigentliche Natur zur Grundlage machen muss. Er ist unabhängig von allem Wissen geworden und gerade deshalb umso stärker. Zudem hat er sich überzeugt, dass Mittelteil, die Quelle aller Ethik ist, alle lebenden Geschöpfe umfassen muss und sie nicht allein auf den Menschen beschränken darf. Die alte Ethik hatte weder diese Tiefe noch diese Kraft der Überzeugung. Doch jetzt steht eine neue Ethik neben ihr, die der Achtung gegenüber dem Leben, deren Gültigkeit mehr und mehr erkannt wird. 1950 erschien ein Buch, betitelt:

#### «Zeugen der Menschlichkeit»

Einige Göttinger Professoren, welche 1945 bei der furchtbaren Massenausrottung Ostdeutscher gefangen genommen wurden, haben es herausgefunden. Darin beschreiben Flüchtlinge in schlechter Art, wie ihnen in ihrem Unglück von Leuten, den feindlichen Nationen angehörend, geholfen wurde, die ja eigentlich Hass gegen sie hegten. Selten hat mich ein Buch so tief ergriffen. Möchten es die lesen, die den Glauben an die Menschheit verloren haben; vielleicht bestimmen sie sich eines andern!

Von den Regierungen wird heute erwartet, sich als Vollstrecker des Volkswillens zu betrachten. Aber Kants Glaube, ausgesprochen in seinem «Weg zum ewigen Frieden», dahin lautend, dass Völker friedfertiger wären als die Fürsten, da sie mehr unter dem Krieg zu leiden haben, ist nicht stichhaltig. Der Wille des Volkes ist der Wille einer Masse, und als solcher ist er schwankend. Leidenschaften lenken ihn vom Pfad der Vernunft ab; es mangelt ihm der lebendige Sinn für Verantwortung.

Auch in fernen Ländern ist der Nationalismus in seiner üblen Verschiedenartigkeit ansteckend, vor allem in jenen, welche ehemals von weissen Nationen beherrscht wurden und erst kürzlich die Unabhängigkeit erlangten. Er erstreckt sich auf solche Gebiete, in denen mangels eines bessern Ideals eine lange Geschichte des Friedens jetzt aufs Spiel gesetzt wird. Auch diese Völker sollten über ihren einfach verstandenen Nationalismus hinauskommen. Aber wie lässt sich dieser Wechselzustand bringen? Nur wenn ein sittlicher Geist in uns machtvoll wächst und uns zu einer Zivilisation zurückführt, die auf dem humanistischen Ideal fusst.

stand dabei. Sie neigte sich zu Diina hinab, hob ihre Schnauze auf und streichelte sie. Aber jetzt sauste die Hündin auf die Mauer zu, denn oben lauerte eine fremde Katze, die in diesem Reiche nichts zu tun hatte. Diina sprang drohend an der Mauer auf und bellte gebietend, bis die Katze sich endlich herabliess auf der anderen Seite der Mauer zu entschwinden.

Wie die Hündin sich drehte, hatte sich das Bild seltsam verändert. Da war nur noch eine Grünfläche, ein Sandhaufen und eine Baumgruppe vorhanden, aber in weiter Ferne entdeckte sie ihren Herrn, der den Fuchs rief. Natürlich hatte sie wegen der dummen Katze den Ausritt verpasst. Diina hielt die Rute hoch und rannte, rannte den ihr wohlbekannten Weg den Villen entlang, die gerade Strasse vorwärts. Im schnellsten Tempo und auch die Angst im Herzen den Herrn wieder verlieren zu können. Doch der Fuchs wurde grösser und grösser, folglich kam sie ihm näher, und als er den Feldweg betrat, war Diina bei ihnen angelangt.

Noch ging das Pferd im Schritt. Der Herr neigte sich zur Hündin herab, er neckte sie mit der Peitsche und mit zärtlichen Worten, und Diina erwiderte wedelnd und bellend die Freundlichkeiten. Langsam gingen sie in Trab über, im harmonischen Dreiklang sich bewegend, wobei jeder das Gefühl erhielt, durch die gleiche Lebensfreude miteinander verbunden zu sein.

Es konnte nichts Schöneres geben, als so dahin zu traben, den Maisfeldern entlang, die noch grün und kurz im Stengel waren. Manchmal raschelte es darin, und Diina spitzte die Ohren, aber ihre Beine wussten, was sie zu tun hatten, und nicht einen Augenblick verloren sie den Rhythmus des Trabers. In der Ferne erhob sich das blaue Gebirge, das den hohen Himmel schloss, und vorn näherten sie sich dem grünen Tor des Waldes.

Nur dann wird er durch unser Mittelertum auf jene fernen Völker wirken. Allen Menschen — auch Halbivilisierten, ja auch Wilden, wohnt die Eigenschaft des Mitleides inne und kann in ihnen diesen Geist entwickeln. Sie sind eine entzündbare Masse; lasst den Funken kommen und die Flammen lodern auf.

Wir haben in der Geschichte mehrere Beispiele von Völkern, die, nachdem sie einen gewissen Grad von Zivilisation erreicht haben, davon überzeugt waren, dass das Friedensreich eines Tages kommen werde. In Palästina wurde dieser Glaube zuerst durch den Propheten Amos im 8. Jahrhundert vor Christus verbreitet und lebte in jüdischen und christlichen Religionen fort in der Form des erhofften Reich Gottes. Ebenso bildet er im Altertum ein Element in den Lehren der chinesischen Denker Konfuzius und Laotse im 6. Jahrhundert, sowie von Mítse im 5. von Meng-tse im 4. Jahrhundert vor Christus. Es kehrt in Tolstoi und andern europäischen Denkern unserer Epoche wieder. Es wurde als eutopisch abgetan. Aber unsere Lage ist jetzt so, dass bei Nichtbeachtung wir alle umkommen. Ich bin überzeugt, dass

#### die Lösung folgende ist:

Wir müssen den Krieg aus ethischen Gründen verwerfen, weil wir uns eines Verbrochens an der Menschheit schuldig machen. Erasmus und viele andere haben dies als eine Wahrheit erklärt, um die wir uns sammeln sollte. Als einzig Originales, was ich für mich selbst beanspruche, ist, dass ich dem nicht nur als wahr zustimme, sondern dass ich intellektuell überzeugt bin von der heutigen Fähigkeit des menschlichen Geistes diesen einen moralischen Ausblick zu erlangen. Überzeugt davon bestätige ich diese Wahrheit auf neue und hoffe, mein Zeugnis werde nicht als gutgemeinte Phrase beiseite geschoben werden. Mögen die Leute sagen, sie liesse sich auf «die Dinge, wie sie liegen» nicht anwenden; aber mehr als eine Wahrheit lag brach aus keinem andern Grunde als dass die Menschen an ihre Anwendung in bezug auf die Wirklichkeit nicht glauben konnten.

Nur wenn die Völker in sich das Ideal des Friedens pflegen, werden die Institutionen, deren Gegenstand die Erhaltung dieses Friedens ist, wirklich arbeiten. Noch einmal sei es gesagt: der Friede

Wir selber, wenn wir Kinder und Enkel haben; unsere Eltern und Grosseltern, wenn wir ihre Kinder und Enkel sind, erlernen sich mit Begeisterung an die ersten unvergesslichen Tanz- und Klavierabende von Mary Wigman, die ganz mit dem klassischen Stil der bis dahin üblichen Balletts brach und stand sie vor einem mit dem Gesicht der tragischen Muse und deutete auf eine uns früher unbekannte Art der Körperbewegung Empfindungen an, die man in sich wiederfand. — Nicht anders war es beim ersten Auftreten im Wiener Burgtheater oder der Berliner Reinhardt-Bühnen der ganz kindhaft wirkenden Lia Rosen, die ein wirklich kaum vierzehnjähriges Hannele in einem Gerhart Hauptmann-Stück war und dann zu einer Bibelvorleserin wurde, die unvergleichlich schön.

Das war vor dem Ersten Weltkrieg. Die damalige Generation ist zum grössten Teil ins Grab gesunken, und die folgende konnte noch immer gessen, was jener zuerst geschmeckt worden war. Eine dritte wuchs heran. — eine vierte; und nun haben wir auf einmal die längst in die Geschichte des Tanzes wie der Schauspielkunst eingegangenen Frauen leibhaftig in der Schweiz, in Zürich wieder: die eine leitete die Meisterkurse der Internationalen Studien des Schweizerischen Berufsverbandes für Tanz und Gymnastik, die andere weitete zu Berlin in Europa. Man versucht zu vergessen, was sie einmal waren und bedeuten, und kommt mit ihnen zusammen, als wüsste man nichts von ihnen. Das Resultat ist ein ganz aussergewöhnliches.

Die Wigman ist schlank und trägt das gleiche charaktervolle Antlitz, noch vertiefter, noch gezeichnet. Nach einer Viertelstunde sind ihr die Teilnehmer der Kurse ausgeliefert, fasziniert von einer Persönlichkeit, der man nicht widerstehen kann. Sie lässt sich einmal zu Boden gleiten, um eine Stellung zu deuten: kein Mensch käme auf die Idee, es mit keiner jungen Frau zu tun zu haben.

Die Rosen ist inzwischen nicht gewachsen. Sie ist immer noch die kleinste Darstellerin, die wir kennen. Sie spricht, — und man wird von ihrer

Wieder in Schritt übergehend, betraten sie den Baumbestand wie ein Heiligtum. Auch hier kannte Diina alle Fährten, und hier kostete es sie die grösste Überwindung, noch Fuss zu halten. Was ihr da die Nase vermittelte, musste wenigstens die Schnauze kundtun und es verbellern. Seltsamerweise wurde ihr geantwortet, obwohl sie den Wald allein betreten hatten. Sie befanden sich plötzlich mitten in einer Jagdgesellschaft.

Diina, umringt von der Meute, wurde begrüsst und beschuppnet, sie kannte ihr Art- und Jagdgenossen gut. Aber da waren auch fremde Hunde dabei, von komischer, niederer Rasse, die sich halb kriechend, halb feindlich näherten. Ein ziemlich grosser, fetter Hund war dabei, von dem Diina nicht wissen konnte, dass er reine Appenzellerasse war. Sein bäuerliches Gefläch ging ihr auf die Nerven, er kam ihr plump und dumm vor. Am Hebelsten sah sie ihn aus der Meute gestossen, aber da waren noch zwei andere, kleinere Köter die ihr zu nahe an den Leib rückten. Doch ehe die Rauferei begann, ertönte das Jagdhorn. Man sammelte sich. Diina stellte sich zu Fuss ihres Herrn. Sie befanden sich neben einer schönen Baumgruppe, auf einem samtenen Moosboden, der sich wundervoll als Anlauf eignete.

Da entschwand das ganze Bild wie entzaubert. In der Ferne sah sie den Herrn auf dem Fuchse davontraben ihr Herz wurde schwer wie ein Stein, und mit diesem Stein in der Brust rannte sie dem Herrn nach: Sie rannte, rannte, und doch wurde der Abstand immer grösser.

Diinas Beine zuckten im Traum, und die Rute begann wieder erregt und in kurzen Schwingungen zu pendeln. Nun vernahm sie auch wieder zu allem Überdross das Kläffen des Appenzellerhundes. Und Diina erwachte.

de ist der Welt entschwinden. Nationen fühlen sich durch andere bedroht und wir müssen einer jeden das Recht zugestehen, ihr Land mit den schrecklichen Waffen, die uns jetzt zu Gebote stehen, zu verteidigen. Dies sind die Umstände, unter denen wir die ersten Zeichen dieses veränderten Ausblicks erwarten, von dem alles abhängt. Er kann nur eine Form annehmen; das Unrecht gutzumachen, das der letzte Krieg uns gebracht hat. Hunderte und Tausende Gefangener und Verschleppter müssen wieder nach Hause zurückkehren, ungerecht Verurteilte warten auf Freilassung, und manche Ungerechtigkeit wartet auf Richtigstellung. Im Namen aller derer, die dem Frieden zustreben, bitte ich die Völker aller Nationen, den ersten Schritt auf dem neuen Weg zu gehen: Es braucht keiner ein Jota, die er für die eigene Verteidigung braucht, zu öffnen.

Wenn wir auf diese Weise von dem eben beendeten Krieg abwenden, können die Anfänge eines neuen Vertrauens zwischen den Nationen aufkommen. Vertrauen ist das höchste Kapital, ohne welches nichts Brauchbares zustande kommt. Es schafft in jeder Sphäre des Lebens die Bedingungen einer fruchtbaren Entwicklung. Dann können wir an eine gerechte Lösung der Probleme herangehen, welche zwei grosse Kriege uns hinterlassen haben.

Ich glaube an dieser Stelle den Gedanken und Hoffnungen laut Ausdruck gegeben zu haben, die Millionen von Männern und Frauen auf dieser Seite der Erde hegen; die in der Furcht vor einem künftigen Krieg leben. Möge, was ich spreche, in seinem vollen Sinn verstanden werden, sollte es auf die andere Seite des Vorhangs fallen, wo dieselbe Furcht umgibt. Mögen diejenigen, die das Schicksal der Nationen in Händen tragen, sorgsam vermeiden, was die Lage verschlimmern und gefährden kann! Und mögen sie die Worte des Apostels Paulus zu Herzen nehmen:

«Wenn es möglich ist und was an euch liegt, lebt in Frieden mit allen Menschen.»

Seine Worte gelten sowohl für die Nationen als für die einzelnen. Möge jede Nation in ihren Bemühungen um den Frieden bis an die äussersten Grenzen des Möglichen gehen, so dass der Geist Zeit habe, sich zu entfalten und Zeit zu handeln.

## Die ewige Jugend

inneren Jugend so überrumpelt, dass einem ihre instinktive Klugheit so gefällt wie einem Erwachsenen die eines Mädchens; dass man sich fast väterlich zu ihr neigt und erweist, sie schon so für das Leben vorbereitet zu sehen! Aber zwischen dem Wigman und der Rosen besteht ein gewaltiger Unterschied: um die Choreographin ist geschäftiges Treiben, sie befindet sich mitten in der Arbeit, während niemand sich eigentlich um die Rosen kümmert, statt dass sich die Theater weit vor ihr öffnen, damit sie ihre grosse Kunst von neuem zeigen kann. Und dies ist bezeichnend: wir vergessen unendlich schnell, dass der Mensch, der uns die herrlichsten Stunden der Erhebung und der Freude geschenkt hat, ein «wirkliches» Dasein führt und nicht nur die auf der Bühne vergottete Idealgestalt ist; dass man ihm Gelegenheit zu bieten hat, uns von neuem zu beglücken. Wogegen die Lehrende, die nun das erklärt, erläutert, weiterspricht, was sie selber einst realisierte, genau so bewundert wird wie vor Generationen: aber sie versuche es nur, als Auftretende zu kommen! Davon würde man nichts wissen wollen.

Ist das das allgemeine Schicksal? Ist es nicht vor allem das Schicksal der Frau? Solange sie äusserlich reizvoll ist (nämlich jung) im Wissen der anderen, wird sie Erfolg haben. Wird sie indes durch Können und Individualität auf die Menschen zu wirken wünschen, erlaubt man es ihr nur als Belehrende, nicht als eigene Tätige. Die Mutter darf die Töchter beraten, ein selbständiges Leben hat sie nicht mehr zu besitzen. Die Grossmutter habe den kleinen Geschichten zu erzählen, doch mitten im Dasein stehen wolle sie nicht. So ist im Durchschnitt auch heute noch die europäische Denkart. Amerika versucht das zu ändern, dort malt die 90-jährige Grandma Moses und die 80jährigen steigen zu Pferde. Die Wigman brauchte nicht nur Kurse zu leiten, die Rosen würde manch herrliche Rolle verkörpern. — Es gibt nicht nur Jugend oder Alter. Wir sind jung, solange wir nicht vertragen, nicht einer angeblich vergangenen Jugend nachtrauern, sondern die Alten bedauern, die «alt» sind. M.

Das Bellen hielt an. Sie rannte ans Fenster, und da eine schmale Spalte offen war, zwängte sie die Schnauze dazwischen und siehe, das Fenster gab nach und neigte sich der Wand zu. Die Pfote auf das Gesims gelegt, vermochte Diina das gegenüberliegende Trottoir zu überblicken. Sie sah den Appenzeller, mit dem sie auf einem ihrer Ausgänge eine kurze, nicht gerade freundliche Bekanntschaft gemacht hatte. Er sprang vor einem Gaud, der einen Postwagen zog, wie nährlich hin und her. Ob dieser dummen Asphaltretreter wurde ihr der Hund nicht sympathischer, ausserdem war seine Kläfferei schuld, dass sie aus dem schönen Traume erwachte, aus den glücklichen Erinnerungen aus Sofia geschieden worden war.

Diina entkräftigt durch die Verweigerung der Nahrung, reagierte immer empfindsamer auf die Strassengeräusche. Wenn ein Tram vorbei fuhr und der Boden zu zittern begann, glaubte sie von Wellen geschaukelt zu sein. Sie brauchte dann nur die Augen zu schliessen und schon tauchten aus tiefen Fluten frühe Erinnerungen auf, jedoch nicht als einheitliche Handlung wie im Traum, sondern es war ein Hin- und zurück-Wellen von Bildern aus der Vergangenheit, die sich mit der Gegenwart überschneideten.

Durch die obere Fensterscheibe blickte ein Stückchen blauer Himmel in das kleine Zimmer hinein. Manchmal begann es sich zu bewegen, wie die Wellen des Meeres, an dessen Strande Diina, in einem berühmten Zwinger der Gräfschaft Kent, geboren worden war. Dann hatte sie auch die Empfindung von der Mutter umhert und ganz nas gelect zu werden. Ein andermal wieder sah sie sich mit vier Geschwistern im Sande tummeln. Sie gruben Mühsal aus, trugen sie stolz umher und versteckten sie wieder im Sand. Diina, die Augen halb geschlossen, träge liegend, tappte mit der Pfote nach

## Politisches und anderes

### Die letzte Sessionswoche

Die beiden Räte setzten ihre Beratungen über die sogenannte Panzerovlage fort. Nach langem hin und her beschloss der Nationalrat mit 82 gegen 70 Stimmen die Weiterberatung dieser Vorlage auf die Märzsession zu verschieben. In den Schlussabstimmungen wurden folgende Vorlagen gutgeheissen: Bundesbeschluss über die Fortführung der Hilfeleistung an Auslandsschweizer, Bundesbeschluss über die Begutachtung des Volksbegehrens zum Schutze der Mieter und Konsumenten und Bundesbeschluss über die Rheinregulierung Illmündung-Bodensee.

### Abberufung des tschechoslowakischen Militärattachés

Der Bundesrat hat die Rückberufung des tschechoslowakischen Militärattachés und zweier Mitarbeiter verlangt. Diese haben sich auf Schweizer Boden in einer mit den diplomatischen Gepflogenheiten unvereinbaren Weise betätigt.

### Ratifizierungsdebatte in Frankreich

Im französischen Parlament geht der Kampf um die Ratifizierung der Pariser Abkommen weiter. Nachdem die französische Nationalversammlung am Freitag die Aufnahme Deutschlands in die neue westeuropäische Union abgelehnt hatte, stimmte sie am Montag der Aufnahme der deutschen Bundesrepublik in die NATO zu. Bei dieser letzten Abstimmung stellte Mendès-France die Vertrauensfrage. Die abgelehnten Vorlage wird am Mittwoch nochmals als Vertrauensfrage behandelt.

### Italienisches Parlament für Pariser Verträge

Die italienische Kammer stimmte am Donnerstag mit 335 gegen 214 Stimmen der Ratifizierung der Pariser Verträge ohne Vorbehalte zu.

### Die Konferenz der Colombo-pakt-Mächte

Am Dienstag begann in Bogor bei Djarkarta die Konferenz, an der die Premierminister der Colombo-pakt-Mächte, Indien, Pakistan, Ceylon, Burma und Indonesien teilnehmen. Die Konferenz befasst sich u. a. mit der Einberufung einer afrikanisch-asiatischen Konferenz, an welcher versucht werden soll, die internationale Spannung unter besonderer Berücksichtigung der asiatischen und afrikanischen Gebiete abzuschwächen.

### Berlin-Anhänger hingerichtet

Nach einer offiziellen Verlautbarung sind der frühere Minister für Staatssicherheit Abakumov und drei weitere Funktionäre als Teilnehmer am «Berliakomplot» zum Tode verurteilt und erschossen worden.

### Ende der Rationierung in Rumänien

Der Bukarester Sender meldet, dass ab Sonntag die Rationierung in Rumänien aufgehoben wurde.

### Appell Bertrand Russels an die Neutralen

Der 82jährige bekannte britische Philosoph Bertrand Russel regte in einer Radioansprache eine Vermittlung der neutralen Staaten im Streit zwischen Ost und West an und bezeichnete diese Vermittlung als einen Versuch, den Untergang der Menschheit in einem Atomkrieg zu verhüten.

### Argentinisches Ehescheidungs-Gesetz in Kraft

Präsident Péron unterzeichnete am Mittwoch das von der Katholischen Kirche heftig bekämpfte Scheidungs-gesetz, das die Trennung des Ehebandes und damit die Wiederverheiratung beider Partner in rund 100 000 «nur von Tisch und Bett» geschiedenen Ehen ermöglicht.

### Uerner Landrat für die Rechte der Frauen

Der Urner Landrat stimmte einer Neuordnung der Kantonsverfassung zu, wonach es den Gemeinden inskünftig freigestellt sein soll, Frauen in den Schulrat oder in die Armenpflege sowie deren Unterkommisionen zu wählen. Diese Neuordnung muss dem Volk zur Abstimmung vorgelegt werden. Ferner beschloss der Landrat, dass protestantischen Frauen Uris inskünftig über das aktive und passive Stimm- und Wahlrecht in allen kirchlichen Angelegenheiten verfügen werden. Dieser Beschluss verlangt keine Volksabstimmung.

### Prof. Dr. Max Huber 80jährig

Der Zürcher Universitäts-Professor, der ehemalige Präsident des Internationalen Gerichtshofes im Haag sowie früherer Präsident des Internationalen Komitees des Roten Kreuzes, feierte vergangenen Dienstag in geistiger Frische seinen 80. Geburtstag. Prof. Dr. Max Huber ist ein grosser Befürworter des Frauenstimmrechtes.

Abgeschlossen Dienstag, 28. Dezember 1954 cf

den blumigen Mustern auf dem Divan, als ob diese zu erfassen und als ob sie Menschen seien.

Manchmal auch, in leisen Schlummer versinkend, bewegte sie die Pfoten wie schwimmend. Sie glaubte dann auf den silbernen Wellen zu liegen, sich von ihnen schaukeln und von der Sonne wärmen zu lassen. . . bis die Wellen wuchsen, das Schaukeln stärker wurde, die Flut sich näherte und das Ufer überströmte. Und wie sie dann, von der Angst gepackt, die Mutter ihr entgegenschwimmen sah, die sie aus dem Wasser zog.

Manchmal heulte der Sturm über das Meer, ein Bellen und Zischen kam von weit her, als ob ein mächtiges Ungeheuer aus der Tiefe gestiegen sei, und nun auf den hohen Wagen drohen dahergerollt käme. Je grösser die Naturgewalt war, desto grösser wurde die Angst der kleinen Hunde. Sie schliefen sich dann zitternd um den mütterlichen Leib. Aber nie geschah ihnen ein Leid, die Wogen brachen unweit von dem Zwinger, der ihr Schutz und ihr Hort war.

Zwischen Wachen, Traum und Toben verbrachte die Hündin ihre Tage. Aber was dann an einem Abend geschah, hatte Diina gewiss nicht bewusst beabsichtigt. Doch alle bisherigen Empfindungen zusammen, der geschwächte Zustand, der Ueberdross der Gefangenschaft, das unerträgliche, erdrückende Gefühl an der Leine geführt zu werden, auch die immer neu sich nähernde Hoffnung einmal die ersehnte Fährte zu finden, mochte nach dem stattgefundenen Schock die falsche Reaktion veranlassen. Sonderbarerweise war gerade an diesem Abend bei der Heimkehr des neuen Herrn für ihn etwas wie Wohlwollen in Diina erwacht und sie war ihm wedelnd entgegengetreten.

Wahrscheinlich hatte er den kleinen Beginn des Zutrauens gefühlt, und um dieses zu bestärken, liess er den Hund ohne Leine die Treppn hinabspringen

# Die 53. Woche

von Hans Heini Baseler

Die 53. Woche — die zwischen Weihnachten und Neujahr liegt — ist meist keine ganze Woche, wird aber als solche gezählt, darum hat ihr auch noch niemand einen ehrenden Nachruf gewidmet. Die letzten Tage eines Jahres sind nämlich gänzlich unbeliebt, werden quasi unterschlagen und stellen die tote Woche des Jahres dar, denn mit ihr rechnet niemand. Man nimmt die 53. Woche nicht ernst, und wenn sie unpraktisch ist, dann ist man bestürzt, dass es so etwas gibt. Das weiss diese letzte Woche des Jahres auch und sie verkriecht sich zwischen den Festen ganz klein und becheiden. Dass sie neben den 52 Schwestern so stiefmütterlich behandelt wird, daran ist der Mann mit dem Monatslohn schuld. Das Salär wird nämlich meist mit dem Weihnachtstfest als äusserstes Ziel budgetiert und Gehaltsempfänger, vor allem aber deren Frauen sind dann bestürzt, wenn dann noch so ein Blinddarm von einer Woche folgt, ein nutzloses Anhängsel. Vielleicht hilft da und dort ein Vorschuss oder eine Gratifikation aus der Patsche, aber die kleine dreiwöchige Woche zieht trotz ihrer Kleinheit ein langes Gesicht, wie zu lange für alle jene, die sehnlichst auf den ersten Jänner, und damit auf raschmöglichstes Ableben dieser aufgezogenen Woche warten. Die einzige Rache dieser Woche ist, dass sie sich erst recht in die Länge zieht, denn sie macht sich lang und langweilig. Nach den guten Festessen und den Verwandtenbesuchen, dem Empfang der Geschenke, nimmt sie sich recht dürr aus. Die Mutter hat mit Weihnachten als mit dem äussersten Termin gerechnet, sie hat zu Weihnachten alles Notwendige zusammengetragen, aber jetzt sind ihre Hände leer und leidet auch die Haushaltungskasse. «Himmel, da ist ja noch eine ganze Woche,» stöhnt manche Frau.

Aber auch sonst ist nichts los mit dieser Woche. Die Vortragstätigkeit der allzuvielen Vereine ist wie verdorrt und abgestorben. Die Clubs machen Weihnachtsferien, am Stammtisch erscheinen nur die armen Jungesellen und blauen Trübsal. Die Musiker haben sich in Weihnachtskonzerten und -Oratorien erschöpft, die Jahresfeiern der Gesellschaften und Vereine, die Bälle und andere unterhaltende Veranstaltungen sind auf Zeiten verlegt, wo die Portemonnaies sich vom Schenken wieder erholt haben, und so ist es wirklich eine dürtige und langweilige Woche. Selbst in den Geschäften scheint nach den vorweihnachtlichen «Grosskampf-

tagen» aller Glanz verblasst zu sein, einzig die lästigen Untauscher und einige wenige Nachzügler, die von da oder dort ein Geschenk ganz unerwartet erhalten haben und sich nun mit einem Ladenhüter revanchieren müssen, bilden die Kundschaft. Viele Kaufleute bereiten bereits die Inventur vor, während die «Zivilisten» gute Vorsätze fürs neue Jahr sammeln. Die Wirte machen griessgrämige Gesichter, die Gasthäuser sind verwaist, die Stammgäste der Jasser auch, nur einige unverbesserliche Jungesellen bilden mageren Unterhaltungsstoff für die fast beschäftigungslosen Serviertöchter, denn die normalen Menschen müssen nach dem Festmenüs jetzt eine Fasten- und Sparwoche einhalten. Noch trauriger sieht es in den Cafés und Konditoreien aus, die meisten Gäste haben sich an Weihnachten mit Süssigkeiten überessen und kurieren sich jetzt mit heilsamen Kräutertees den überlasteten Magen. Die elektrischen Lichtlein an den Tannenbäumen der Gaststätten verbreiten jetzt ein noch trostloseres Licht als vor dem Fest.

So möchte doch endlich jemand kommen und eine Fanfare für die letzte Woche des Jahres blasen — aber auch das gibt es, da sind vor allem die Trinkgeldempfänger, die von Weihnachten her noch abgetragene Briefträger und Paketboten, die Zeitungsverleger, die Ausläufer von Bäckereien und Metzgereien, die jetzt ihre guten Zeiten haben oder sie wenigstens von der letzten Woche des Jahres erwarten. Mit dem letzten Keichrit des alten Jahres nehmen die Männer der Abfuhr gerne auch einige Fränkli als freiwilligen Tribut ihrer Kunden mit ins neue Jahr.

Wir anderen aber nehmen Abschied von dieser sauren Woche, der ängstlich noch einige wenige Kalenderblättchen ins Gebirn baumeln und darauf warten, raschmöglichst vom Black gerissen zu werden, denn der neue Kalender, dickleibig und wichtig, wartet schon voll Ungeduld und mit Tadelndem Gesicht darauf, in sein Amt treten zu können. Wenn dann am Neujahr eine rote Eins vom Kalender leuchtet, dann sind wir schon in einer neuen, jungen und unverbrauchten Woche, ebenfalls mit Tadelndem Gesicht und mit guten Vorsätzen wohl versehen, derweil sich die alte Woche in ruhloses Vergessenheit, niemand würde ihr eine Träne nachweinen, wenn nicht der Feuilletonist ihr einen Nekrolog widmete, um damit einige Fränkli zu verdienen.

## Die Frauen hinter den Bergen

Die breite Öffentlichkeit hört wenig von ihnen. Ihr Leben und Sorgen spielt sich fern den geistigen Brennpunkten der Zeit ab. Das mag den Anschein wecken, diese Frauen würden sich nicht um die speziellen Probleme, wie sie jede Zeit ihrer Frauen-Generation auferlegt, kümmern. Aber eben, es hat nur den Anschein...

Zugegeben, dass das Leben in der Enge eines Bergtales eine ganze Zahl von Mühsalen hat, die die Frau im wohlgeordneten Unterland nicht berühren, ja die sie gar nicht kennt.

Wer daher glaubt, man müsse nun notgedrungen auch geistig «hinter dem Berge» stecken, irrt sich. Werden solche Gedankengänge hier und da laut, tun sie gewiss.

Grosse Aktivität ist bei der Enge aller Horizonte einfach nicht möglich. Doch steht man hinter den Bergen nach Können und Vermögen auf Vor- und verlorenen Posten — getreu alter Frauenart.

Treten jene allgemeinen Fragen aber in das All-

tagsleben, die aktiven Kampf verlangen, ist man hinter den Bergen froh, sich den starken Spitzenverbänden im Flachland anschliessen zu können, die ja jeweils mit Geschick und Wehmenz — und der nötigen Durchschlagskraft — einer Sache zum Erfolg verhelfen.

In Kampftagen fehlt es im Bergland hier und da an geeigneten Vertreterinnen. Stünden noch Kämpferinnen mit der nötigen Zeit zur Verfügung, geht ihnen meistens der Mut zu öffentlicher Rede oder die Fähigkeit des überzeugenden Wortes ab. (Eine Erscheinung, die man in grossen Vereinen wahrscheinlich nicht kennt.)

Der Mensch wird eben mit der Zeit wortkarg und schweigsam in der Welt-Abgeschiedenheit, doch sollen Text und Rede Vorbereitung eines Zieles sein, ist dies dann sicher eine ungeeignete Tugend.

Wohl vermisst hier und da ein interessierterer Ferien- und von den kargen Freuden, den Sorgen und verborgenen Seufzern etwas, oder die «Götten», die sich jährlich in schneller Besuchreise um Leben und Treiben hinter den Bergen kümmern. Aber das wahre Werktagsgesicht kommt ihnen nicht unter die Augen. Die Götten sind die Delegierten jener ausserkantonalen Frauenvereine, die den schwächeren Schwesternvereinen, speziell in der Diaspora, praktisch unter die Arme greifen, das heisst ihnen auch finanziell beistehen.

In unserm Fall ist es der Berner Frauenverein für zerstreut wohnende Protestanten, der den protestantischen Frauenverein Brig und Umgebung seit langen Jahren seine mütterliche Fürsorge spüren lässt.

Bei unseren katholischen Mitschwwestern, mit denen wir vereint hier und da am gleichen Strang ziehen, haben sich in den letzten Jahren mehr und



gen. Dass er dann das Halsband nicht zu erfassen vermochte, während die andere Hand wohlwollend gemäss die Türe öffnete, hatte das ganze Unglück zur Folge.

Dina, ihrer unerwarteten Freiheit voll bewusst, schoss zum Hause heraus und schrie hinein in die Strasse, um zum anderen Trottoir zu gelangen, ohne das in voller Fahrt daherkommende Tram zu bemerken. Sie wurde erfasst, aber durch den scharfen Anprall wieder auf die Seite geschleudert. Die Bremsen knirschten lange, bis endlich der Wagen zum Stehen kam. Doch Dina, verwirrt und verängstigt und ohne auf die Verletzung zu achten, war auf und davon gerannt. Als der Tramführer dies sah, leitete er den Strom wieder ein und fuhr weiter. Und dies war Dinas zweites Unglück. Sie fühlte sich dem Wagen mit den feurigen Augen verfolgt. Sie rannte, rannte, blindlings geradeaus. Immer hörte sie den Wagen hinter sich, und immer rannte sie weiter. Alles Rufen und Pfeifen ihres Herrn nützte nichts, es ging im Lärm der rollenden Räder unter und gelangte niemals an das Ohr des fliehenden Hundes.

(Fortsetzung folgt)

## Siciliana

Im Zug von Zürich nach Mailand, triller Klasse. Wir haben die beiden Fensterplätze belegt, als einzige Reisende. Wie angenehm, so allein zu sein! Wir greifen nach den mitgebrachten Zeitungen und Büchern und vertiefen uns in die Lektüre. Bis zu unserem Ziel haben wir viel Zeit vor uns. Da, schon bei der ersten Station, entsteht Lärm vor unserem Abteil. Ein Mann reist die Türe auf und jongliert geschickt einen schweren Koffer ins Netz, kehrt sich um und spricht laut mit stark süditalienischem

mehr die Tendenzen einer erfreulichen Entwicklung in der allgemeinen Frauenarbeit gezeigt. Aus bescheidenen Anfängen wurden erfolgreiche Aktionen.

Im letzthin erschienen Verbandsbericht des Katholischen Frauenbundes des Oberwallis (im Kreisverband 6000 und 150 Einzelmitglieder) kommt etwas von dem vollgeleiteten Mass an verantwortungsvoller Arbeit der letzten zehn Jahre zutage. Man kann nur staunen, in wie manchen Gebiet Fürsorge und Bemühung der Frauen reicht, von der internen Organisation bis zur Führung einer Mutterschule für Webarbeiten, einem Ferienheim für Mütter und — das Werk der letzten Zeit — Säuglings- und Mütterberatungsstellen in 14 verschiedenen Gemeinden.

Werke, nach aussen nicht gross aufgezoogen, die aber Unsummen von Arbeit und Hingabe erfordern, die darum auch manches Frauenleben entscheidend zu beeinflussen vermochten und allerlei verborgenen Nöten und Leiden steuern helfen.

Auf der protestantischen Seite sind es die Frauenvereine der einzelnen Kirchgemeinden, die sich um die gestellten Aufgaben bemühen. Angeschlossen an den Bund schweizerischer Frauenvereine ist im Wallis einzig der Protestantische Frauenverein von Brig und Umgebung. Er umfasst als Mitglieder alle erwachsenen, weiblichen Angehörigen der reformierten Kirchgemeinden.

In kirchlichen Belangen haben die Walliser-Protestantinnen seit Jahren das Stimmrecht. Sowohl in

der Synode, im Kirchgemeinderat, als auch in Schul-, Kindergarten- und anderen Kommissionen stellen unsere Vertreterinnen ihren «Mann». Die jährlichen Generalversammlungen der Kirchgemeinde sind von den Frauen meist gut besucht und hie und da wird von ihnen ein träfer Gedanke zu einem Traktandum geäußert... und nachher auch befolgt! Man könnte sich das Leben einer Kirchgemeinde ohne Stimme und Mitarbeit der Frau gar nicht vorstellen. Bei uns ist es selbstverständlich, weil es schon verwachsen ist.

Wenn hie und da Kunde von ausserkantonalen Abstimmungen eintrifft, die das kirchliche Frauenstimmrecht nicht billigen, ist dies hinter den Bergen unbegreiflich und fast darf man sich fragen, wer nun eigentlich «hinter den Bergen» sei?

Wie alle Rechte, bringt aber auch das Recht der Mitbestimmung Pflichten. So muss ein Teil der allgemeinen Lasten von den Frauen selbstständig getragen werden. Bei den Brüger-Protestantinnen ist es der Kindergarten, den sie mit eigenen Kräfte durchhalten, ein kleines Werk, das aber seit 1912 stets ein Segen für die Gemeinde war. Sein Unterhalt wird mit Hilfe eines jährlichen Bazars, dem Beitrag der Bernerinnen, der Hilfsvereine und verschiedenen Subventionen aufgebracht.

Alle übrigen Aufgaben sind im wesentlichen jene, wie sie einem gemeinnützigen Frauenverein sich stellen mit speziellem, lokalem Kolorit natürlich und von den Nöten einer Diaspora getragenen Anforderungen. M. Helfer

## Gestern wurde ich pensioniert! — — — Was nun?

Ja, was nun?, höre ich dann und wann sagen. Schwingt in dieser kurzen Frage nicht leicht verhaltenes Unbehagen mit? Doch Unbehagen wovor, warum?

Sicher gibt es für die verschiedenen Lebensabschnitte kein fertig anwendbares Rezept, auch für einen bevorstehenden Ruhestand nicht. Doch liegt im Aufbau eines neuen Anfanges nicht schon viel Glück, und schlägt das Herz dabei nicht unwillkürlich froher? Mir wenigstens ging es so. Lange vor dem fälligen Zeitpunkt beschäftigten mich diese Gedanken, und regelmässig stellte sich dann das herrliche Dichterverb Hoffmann Hesses vor mein Inneres: «Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne!»

Bei aller Zukunftsfreudigkeit fand ich es aber doch richtig, an diesem Kreuzweg still dankend noch einmal auf meine Berufszeit zurück zu blicken. Fast ein halbes Leben lang war ich in einem unauffälligen geschäftlichen Unternehmen heimtätig gewesen, und in einer grossen und frohen Kolleginnschar miteingeschlossen. Ja, im Grunde genommen liebe ich meine gestrigen Wirkungskreis heute noch wie damals, als ich ihn in unerfahrener Jugendbegeisterung wählte.

Für immer werden mir gelegentliche Fest- und Stosszeiten in Erinnerung haften. Es waren Tage, die unserer von Emsigkeit pulsierenden Telefonzentrale ein einmaliges Gepräge gaben, denn trotz grundlegender Wandlungen des Telefonbetriebes durch die Automatisierung, brachten uns solche Stunden eine Fülle von Mehrarbeit. Wer je Gelegenheit hatte, einen Blick in eine Telefonzentrale zu tun, wömglich ab zehn Uhr morgens, denn wurde offenbar, dass ein solch lebhafter Verkehr nicht an besondere Kalendertage gebunden sein kann. Nein, jedes sich öffentlich abzeichnende Ereignis warf seine Schatten in irgend einer Form in unsere vier Wände. Und wir liebten diese rastlose Arbeitsatmosphäre ganz besonders. War dann «der Strubel» wieder einmal bewilligt, dann mischten wir uns nach Dienstschluss in das frohe Strassenpublikum und erlebten den Zauber der Freizeit in besinnlich dankbarer Weise.

Der Zeitpunkt meiner Pensionierung war auf den Frühling festgelegt. So erlebte ich vorausgehend noch ein letztes Mal den gesteigerten regen Weihnachtsbetrieb, und sah meine Kolleginnen mit still leuchtenden Augen in der von Tannengrün geschmückten Zentrale den Dienst aufnehmen. Sie alle konnten diese Stunden nicht im traulichen Familienkreis verbringen, sondern erschienen zur Arbeit, um Verbindungen für die sich suchenden Menschen in Ost und West und auf den verschiedenen Kontinenten herzustellen. Erst gegen Mitternacht verliessen die Letzten die stiller wer-

dende Arbeitsstätte, den nächtlichen Arbeitsgängen nun anwesenden Nachtdiensttelefonistinnen überlassend.

Noch ein gedrängtes Vierteljahrchen, dann war mein letzter Arbeitstag da. Nun galt es, «das Heftig» endgültig aus den Händen geben zu können, was vielleicht als Gradmesser gewertet werden darf. Nun, ich begann den für mich noch nicht erprobten Weg frischen und frohen Mutes. Das war nach 36 Jahren Bundesdienst, was ich auch Dienst am unsichtbaren Kunden bezeichnen möchte. Wie köstlich war meine beginnende Wanderung im Zeichen des Frühlings und des warmen Märzwindes. Nun hatte das ausgekühlte Jagen nach Minuten und Sekunden mit einem Mal sein Ende gefunden. Das grosse Erlebnis des Zeitabens stand mir bevor. Rückt ein solcher Wechsel nicht auch bisweilen zu wichtig genommene Dinge in seinen richtigen Zusammenhang? Ich wenigstens glaube es.

Obwohl das «Dolce far niente» von unserem südlichen Nachbarn erfunden sein soll, gönnte ich mir zuerst eine ausgiebige Rast zum «Verschnaufens». Ja, wie lange hatte ich mich darauf gefreut nach der grossen Unruhe, die nun einmal im Wesen unseres Berufes liegt. Die erste Monate verbrachte ich im alten, schönen England, so war das sich Losreissen nach langen Dienstjahren glücklich überbrückt.

Nach eines Morgens stand ich dann in meiner stillen Häuslichkeit. Mit dem Alltag meldete sich beharrlich auch der Ernst des Lebens. Ich stand nun einem Haushalt vor, der während vieler Jahre zwangsläufig an zweiter Stelle gekommen war. Ob schon im späten Sommer angelangt, drängte sich gebieterisch eine umfassende «Eupetuzette» auf. Als weitere Rosinen kamen meinem Werktag seither ein mitunter verregneter Wäschetag oder ein zu stark patiniertes Braten, und was noch mehr zu frohem Haushalten gehörte. Daneben liegen andere, still verborgene Dinge am Wege. Wie gerne verlaudere ich zum Beispiel die Zeit in jener einsamen Dachstube, aus der die Kinderschar längst ausgeflogen ist. Und auch den alten Mann auf dem Bänklein vor dem Hause ziehe ich mit Vorliebe in ein kurzes Gespräch. Hin und wieder bitte ich einen mühsam treppauf- und treppabgehenden Hausierer zu kurzer Rast; immer erlebe ich dabei etwas Erfreuliches.

Es kamen aber auch die langen, schönen Abende unterm Lampenschirm, wo ich bucherlesend die Zeit vergass. Oder ich fand wieder Zeit, die alten, schönen Lieder zu spielen; ganz heimlich meldete sich dann die Vergangenheit zum Wort. Dann war es höchste Zeit, die Sichtung der seit vielen Jahren aufgestapelten Photographien und Briefmarken in die Hand zu nehmen. Sind Stadtbürosorgen in Aussicht genommen, dann reicht es ab und zu zu einem Käfel, nur der Zeitungen wegen natürlich,

brachte mir vorhin ein Pfund Brot und zwei Päcklein Zigaretten an die Bahn, das ist alles und ist noch zu viel, denn ich will nicht essen bis ich zu Hause bin.»

Wir raten ihm, doch ein wenig Brot zu sich zu nehmen. Er wehrt ab: «Meine erste Mahlzeit wird zu Hause sein, morgen abend. Und von dem, was man hier kaufen kann, schmeckt mir doch nichts, nicht einmal das Brot aus lauter Löchern. Unser Brot dagegen, glatt und weiss und weich... unsere Wurst...» Wir holen ein Säckchen hervor und reichen es ihm. «Italienische Salami!», Misstrauisch prüft er den Inhalt, führt ihn zur Nase und strahlt: «Stimmt, sagt er und hält nun doch aus seinem Koffer den Schweizerbrotball, scheidet sich ein Stück herunter und beginnt zu kauen. Er beruhigt sich etwas und meint dann: «Mir ist besser, viel besser, ich hatte doch Hunger, hab's gar nicht gemerkt.» Langsam isst er weiter. «Es geht nicht schnell, das sind nämlich nicht meine eigenen Zähne,» er beruhigt sie mit dem Zeigefinger; «ich bin ja schon 47 Jahre alt; die liess ich mir machen, um in die Schweiz zu kommen. Die alten hätten auch getan,» verästelte er sich wieder. «Bei diesem Frass. Und einmal, als ich auf dem Feld das Mittagläuten überhörte hatte und zu spät zum Essen kam, was sagte mir da die Meistersfrau? Sie hab's dem Hund gegeben!»

Wir zeigen uns empört über solche Behandlung, was ihm sichtlich wohl tut. «Aber sich selbst gönnen sie ein Jadoapnacht stehen, meinen Sie, er werde die angeordnet? Bewahre. Sie verstehen's nicht, frühlich zu sein. Nur Arbeit und Geld, sonst nichts.» Um ihn abzulenken, fragen wir nach seiner Familie. Er zieht rasch eine Brieftasche hervor und zeigt uns eine Photographie; er und seine hübsche Frau im Sonntagsstaat und seine vier Kinder, schöne

junge Menschen. Er jammert: «Was soll nun aus uns werden? Keine Arbeit, keine Aussicht auf Arbeit! Die Kinder brauchen Kleider und Essen, und wir können nicht nur von Kartoffeln leben. Was soll nun werden? Wir trösten: «Zuerst werden sich alle sehr, sehr freuen, dass der Vater wieder da ist, und wir beschreiben ihm die Szene. Seine Miene hellt sich auf, seine Augen werden feucht, er lacht leise mit offenem Mund. «Und dann kommt Weihnachten, wie feiert ihr das Fest?», fragen wir weiter. Jetzt verzicht sich sein langes Gesicht ganz in die Breite. «Oh, wir kaufen ein Stück Fleisch, ein halbes Kilo oder ein halbes Pfund, wie's eben beliebt ist. Die Mutter kocht es gar. Dazu Blumenkohl. Aber nicht so ein Blumenkohl, wie man ihn hier sieht.» Er breitet die Arme rund aus, um die Grösse des Blumenkohls anzuzeigen. «Darauf kommt viel Käse, nicht wie hier nur mit nichts, viel Käse und Eier und alles in den Ofen. Oh, die herrliche Kruste! Und Wein dazu und alle sind lustig, alle! Ein Mitternacht geht's zur Messe und wenn das Kind geboren wird,» er sagt «geboren wird,» als werde es vor seinen Augen gesehen, «wenn es geboren wird, dann spielen die Hirten, die von den Bergen kamen, schöne Weisen auf der Flüte und dem Dudelsack. Und haben sie kein Instrumente, weil sie so arm sind, so blasen sie die Melodien durch die Nase, so...» Er verschliesst mit dem Daumen das eine Nasenloch und trompetet verwegenerweise durch das andere ein altes Weihnachtslied im Sechsertakt, eine Siciliana. Sein Kummer ist verfliegen. Still und verträumt sitzt der Mann in seiner Ecke, raucht die geschenkten Zigaretten und nickt uns von Zeit zu Zeit ernsthaft zu. Als wir uns zum Aussteigen bereiten, ihm die Hand drückend, gute Heimkehrer wünschen, lächelt er uns an und sagt: «Ich werde die Schweiz nicht vergessen.» Wie er das meinte? A. V.



**Schöne Haslitaler Handwebereien**  
Leintücher, Bettzüge, Hand-, Gläsertücher, Tischdecken, Schürzen, Divankissen.  
Verlangen Sie Muster direkt ab  
**Handweberei H. Brügger**  
Nessental B.O. - Tel. (036) 5 41 13

die an solchen Orten in reicher Auswahl aufliegen. Und weil wir schon im Gotthelfjahr sind, setze ich mich wieder einmal regelrecht auf die Schulbank. Von einer reich befrachteten Ferienwoche kehre ich daraufhin beglückt in meinen Alltag zurück, froh und dankbar für die geistig kulturellen Werte, die unser Tagewerk bereichernd erfüllen. Im weitern gilt es, gleichsam Selbsterkenntnis ühend, dem Schulmeister in mir zu überwinden, er soll ja in jedem Menschen stecken.

«Manches ginge viel besser, wenn man mehr ginge!», sagt irgendwo ein deutscher Dichter. Nun, «das Wandern war je und je meine Lust» gewesen. Wie herrlich kann ein Picknick im Schatten des Waldes sein. So bringt mich hin und wieder unsere SBB oder das gelbe Postauto hinaus in die einfache, liebliche Zürcherlandschaft. Im Wirtschaftsgärtlein «Zur Eintracht», abseits des Stadtrüms mache ich Halt. Nichts stört die ländliche Mittagsruhe, nur der

Brunnen unterm blühenden Kastanienbaum kann seine weitschweifige Geschwätzigkeit nicht anhalten, und das ist gut so. Wenn aber die Dorfruhe gegen Abend zum Aufbruch mahnt, dann geht wiederum ein Sommertag voll Schwalbenflug und Lerchenjubel zu Ende.

Und als Abwechslung kommt unversehens ein Sonntag, an dem ich den lieben, langen Tag ausgiebig faulenze. In meinem Ziergärtlein auf dem Balkon, bei den Geranien, verbringe ich kostbare Stunden der Stille und des Alleinseins. Im übrigen hat der Kalender seine Wichtigkeit verloren, denn ob im frühen Herbst verzauberte Theaterpremieren locken, oder ob eines Morgens der erste Schnee grüsst und die wundersamen Tage des kommenden Advent kündet, oder ob es gar auf Frühlingsanfang geht und wir den eigenartigen Geruch der dunkelbraun aufgeworfenen Ackererde einatmen, immer schenken die verschiedenen Zeiten ihren besonderen Reichtum. Darf bei so viel Gottesgabe noch von selbstentdeckten heimatischen und ausländischen Kreuzundquerfahrten berichtet werden?

An solchen und vielen andern Tagen erfreue ich mich meines Daseins, ohne bedeutende Mittel, doch mit dem kostbaren Geschenk des Zeithabens und des Gesundseins. Ich versuche, meine Tage in sinnvoller Entspannung zu leben aber auch ohne Sentimentalität den Problemen gegenüber zu treten.

Wenn darum die Zeit da ist, wo wir «unsere Hände leer machen müssen», dann heisst es auch in diesem Falle bereit sein. Der Weg in die Pensionierung kann nicht Rückzug in Nichtstun sein, sondern nur anderes, neues Wirken bedeuten, aber auch Verantwortung weiter geben können in andere, jüngere Hände. Wie sollte sich da ein unbehagliches «Was nun?» vor mich hinstellen? MKA

## Die Sensation an der Bruderstrasse

Die Bruderstrasse ist eine Strasse wie es viele in der grossen Stadt gibt. Sie hat keine besonderen Eigenheiten, vielmehr verläuft sie streckenweise gerade, breit und gut übersichtlich von einer Hauptstrasse in die andere. Eine ideale Strasse sozusagen, mit genügender Helligkeit auch des Nachts; dafür sorgen schon die Bogenlampen. Die Bewohner der Bruderstrasse sind einfache Menschen. Sie grüssen einander und bleiben etwa zu einem kleinen Schwatz auf dem T.ottoir stehen. Auch Kinder hat es, viele Kinder sogar, und ihr Spiel und Lärm erfüllen des Tags die Strasse. Des Nachts aber, wenn die Lichter in den Fenstern erloschen sind, scheint auch die Bruderstrasse zu schlafen. Friedlich liegt sie eingehüllt in die nächtlichen Schatten, und nichts Ungutes kann sich in ihr vollziehen; dafür ist sie zu gradlinig, zu aufrichtig in ihrer Uebersichtlichkeit. Weder Motorrädergeknatter noch Autotürenzuschlagen zu später Nachtstunde vermögen Unruhe in den Anwohnern der beidseitigen Häuserreihen auszulösen. Sie leben im technischen Zeitalter, dessen geräuschvoller Pulsschlag auch den Menschen zu eigen geworden ist.

Eines Nachts aber hatte die Bruderstrasse ihre Sensation. Ja, es ging schon gegen das Morgenrauschen zu. In den Büschen der spärlichen Vorgärten schlugen verschlafene Vogelstimmen an und begrüssten die dämmernde Helle im Osten. Auf dem Land würden zu dieser frühen Morgenstunde die Hähne krähen, in der Bruderstrasse aber hörte man das krähen des Stimmchens eines Säuglings, eines frischangekommenen Menschenkindchens, das in die Gemeinschaft der Strasse aufgenommen werden wollte. Ein kräftiges Stimmchen übrigens, or-

dentlich durchdringend mit einem deutlichen Hang ins Fortissimo.

Die sommerliche Wärme der klaren Juninacht verlockte die Brudersträsser bei offenen Fensterflügeln zu schlafen. Und so drang des Säuglings Krähen ungehindert in die nachbarlichen Schlafgemächer ein und verursachte grosse Schwierigkeiten.

Das kleine Erdenwürmchen hat ganz vergessen, die nötigen Umgangsformen mit in das diesseitige Leben zu nehmen- und das war unvernünftig. Dieser Unterlassungsünde wegen wurde es nun zum Gegenstand heftiger Auseinandersetzungen, deren Ausdrücke dem Wörterbuch keine Ehre machen würden.

Die verantwortliche Mutter erwachte erst, als das Stimmwort «Polizei» fiel und ihr inne wurde, das lamentierende Vroneli könnte schuld an dem «Zettermordio» auf der dämmernden Strasse sein. Sie fing Fetzen der keifenden Stimmen auf, die mit ihrem kaum drei Wochen alten Meiteli recht rabiat umgingen. Nicht zu glauben, wie zornige Menschen übertreiben können. Von nächtelangem Schreien war da die Rede, und ihr Vroneli trieb seinen Lungensport kaum eine volle Viertelstunde, zudem waren die Rolläden ja geschlossen, und trotz der Wärme in der Stube waren nun auch die Fenster verriegelt. Die lieben Nachbarn teilten ganz offensichtlich ihren pädagogischen Grundsatz der Konsequenz nicht, sonst würden sie begreifen, dass auch ein Neugeborenes sich an die Nachtruhe zu gewöhnen hat, damit aus ihm kein dauernder Ruhestörer werde.

Und jetzt, man stelle sich bloss vor, kam wahrhaftig die Polizei angerückt. Man hat sie geholt,

hat ihr die Aergernisse mit diesem Schreibalg faustdick aufgetragen und sich hämisch über die nun zu geschenehen Ereignisse gefreut. Natürlich musste ein Tatbestand aufgenommen werden, der aber weder zu Protokoll gegeben noch mit einer Busse belegt wurde; dafür sorgte die Einsichtigkeit des ausnehmend väterlich gesinnten Polizisten und wohl auch die rührende Lieblichkeit des inzwischen wieder eingeschulmerten Vroneli, dessen Händchen sich zu zukenden Rosafäustchen ballten, als wollten sie der menschlichen Empfindlichkeit einen wohlgezielten Schlag erteilen. Der wackere Polizeimann konnte ein zufriedenes Schmunneln nicht verkiefen, als er lachend von dem Stübchenvägel Abschied nahm und sich der Ruhestörung wegen sehr verexkuzierte. «Wir haben andere Arbeit, als schreienden Säuglingen nachzulaufen», meinte er und stapfte von dannen. Die Bruderstrasse aber sorgte für ein heiteres Frühstücksgespräch; denn das Vroneli hatte die Lacher nun auf seiner Seite. Es liess es aber wohl gemerkt nie mehr zu einer zweiten Sensation kommen. Elsy Bisig-Herzig

## Radiosendungen

vom 2. bis 8. Januar 1955

sr. Montag, 3. Januar, 14.00: Notiers und probiers. Handwerker geben Auskunft — Gesunde Kost — Kleine Anregung — Das Rezept — Was möchten Sie wissen? — Mittwoch, 5. Januar, 14.00: Mütterstunde. «Mys Chindli wachst», aus dem Tagebuch einer jungen Mutter. — Donnerstag, 6. Januar, 21.50: Frauen und ihre Welt. 1. Spieglein, Spieglein an der Wand... Kulturhistorisches vom Schminken. 2. Us em hütiqe Läbe. Plauderei von Elisabeth Thommen. — Freitag, 7. Januar: Die halbe Stunde der Frau. Hausangestellte — eine aktuelle Frage.

## Redaktion:

Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstrasse 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69

## Verlag:

Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Präsidentin: Fr. Dr. E. Nägeli, Trollstrasse 28, Winterthur

**Das gute Bestenck**  
**SWISS**  
Masswaren und Bestecke  
Bahnhofstr. 31 Zürich  
Tel. 23 95 82

**Handweben und Webstühle**

**Handwebstühle**  
in erstkl. Holz in verschiedener Bauart und allen Webbreiten liefert zu vorteilhaften Preisen  
**Paul Wilhelm**  
Webstuhlabt Kienberg 30  
Telephon (064) 3 91 37

Legen Sie Wert auf Qualität, dann kaufen Sie den  
**Teppich**  
im Spezialgeschäft  
Reinwollene Handweb- und Berber-teppiche  
**Restenteppiche**  
aus Ihren ausgeprägten Kleidern, Tricotagen etc.  
Verlangen Sie unverbindlich den Prospekt  
**Teppichweberei Lenzburg**  
Bachstrasse 213, Rob. Huggenberge  
Telephon (064) 8 13 26

**WELTI-FURRER**  
**Möbeltransporte**  
in der Stadt über das Land ins Ausland und nach Übersee  
**Möbellagerhäuser**  
23.76.15

**Handgewebe Schloss Künz**  
Verkauf in Künz und im Oberländer Heimatwerk Bern und Biel.  
Für Muster u. Auswahl Tel. (031) 5 08 46

Handgewebene Decken  
Servietten  
Handtücher  
Taschen  
Kissen  
Schürzen  
Kleiderstoffe etc.  
Estranfertigungen von  
Wollteppichen  
Vorhängen  
Möbelstoffen  
und ganzen Ausstauern  
Auswahlsendungen  
**Anna Müllersien, Webstube**  
Waldhaus Flims (Graubünden)

**MÖRGLI**  
Vegetarische Umkleekabinen  
Zürich Schipfe 3  
Tel. 23 91 07

Für das **einen** gewerb. **Blattstuhl** Handweben Lieferbar in jeder gewünschten Ausführung  
**Teppichstühle in besonderer Eignung**  
Für das Hausweben  
**ein kleines Stühli** Webbreite 90 cm  
**25 Jahre Handwebstuhlabt**  
**A. BLATTER, CHUR, Handwebstuhlabt**

**Haustrawen**  
Vergessen Sie nicht, wie sehr unsere eckten  
**handgewebenen Sachen**  
Ihr Heim verschönern und bereichern, wie dankbar im Gebrauch sie sind. Wir weben Ihnen aus selbstgepflanztem Flachs, Hanf, Schafwolle, was Sie wünschen, auch ganze Ausstauern. Verlangen Sie Offerte oder Auswahl.  
**G. HUGI-STAUSS**  
Handweberei  
MURTEN

**Bieri-Möbel**  
Filliale: Interlaken Jungfraustr. 38  
Fabrik in RUBIGEN 7/Bern

**25 Jahre Gipfelstube**  
Und immer wieder der feine Kaffee-Spezial mit dem Spez. Gipfel in der  
**Gipfelstube - Marktgasse 18 - Zürich**

**Jean Just**  
Kreuzplatz 2 - Tel. 24 42 33  
Zürich 7  
**Spezial-Geschäft für Vorhänge**  
bei reicher Stoffauswahl

**HANDWEBEREI MARGRIT RÖSLI, SWB. WARTENSEE, SEMPACH-STATION**  
Tel. 78 14 88 Postfach VII 650  
Für Sommerkleider handgewebene Stoffe aus Echter Seide Gutem Halblein Weicher Wolle

**DIE FRAY IN KVNST VND KVNSTGEWERBE**  
Küsnacht, Zürich  
**Kunststuben Maria Benedetti**  
Seestrasse 160, Tel. 91 07 15  
Die interessante GALERIE mit bestgeführtem RESTAURANT und täglichen Konzerten am Flügel

**WEBSCHULE**  
Frau Jeanne Roth-Ducommun  
Kramgasse 10, Bern, Tel. 2 31 48  
Dauer des Webkurses 3 Monate  
Beginn nach Uebereinkunft

**Handweberei Flora Gunda Stadler-Stölzl SWB Zürich 8** Florastrasse 41  
Möbel und Dekorationsstoffe für neuzeitliche Innenräume in künstlerisch und handwerklich hochwertiger Ausführung. Kleiderstoffe. Blüdeppiche

**Handgewobnigs usem Aemmittal**  
Wir offerieren Ihnen eine reiche Auswahl handgewobene Stoffe in Zwirnabteilungen:  
Leintücher, 250x170 cm, ab Fr. 28.50  
Bettzugstoffe, 140 cm breit, per Meter ab Fr. 10.—  
Tafeltücher, 180x140 cm, mit 6 Servietten ab Fr. 26.80  
fischdecken, naturfarbig, mit breiten Bordüren, 180x140 cm ab Fr. 28.—  
Schürzen ab Fr. 12.—, Muster u. Prosp. erhältlich  
Bei Bezahlung 20% Skonto Ausstauern Spezialrabatt — Sie bestellen hier keine Messenarbeitsmuster und Einleitung werden so berücksichtigt, dass die Stoffe sehr preiswürdig wirken. Verkauf direkt vom Webstuhl weg, deshalb günstig im Preis. Kein Ziehen der Stellen durch ungleiches Eingehen wird garantiert.  
Zu freier Beschichtigung laden freundlich ein  
**Familie Fritz Wüthrich-Sutter**  
Handweberei Zolbrück Tel. (055) 6 75 61

**Handweberei Kröpfl & Wenger, Spiez**  
Parkstrasse 42 Tel. (033) 7 61 60  
Anfertigung sämtlicher Handwebarbeiten in Hanf und Flachs, Baumwolle und Wolle.  
Auch Woll- und Restenteppiche in Ia Material und Arbeit Lehrkräfte werden ausgebildet. Prospekte verlangen.

**Oberemmentaler Handweberei Eygrund**  
**Langnau i. E.** Bahn und Post Emmemental hat fünfzigjährige Erfahrung in der Weberei und ist bekannt für gute Ware zu anständigem Preis. — Verarbeitung von Hanf und Flachsgeräten im Lohn. Ausstauern — Technische Gewebe — Greizerer Grisettes.  
**Salzmann & Reinhardt**

**Emmentaler Handweberei Zäziwil**  
**Fam. Krähenbühl-Courant, Flachsplanzer**  
Wir verarbeiten Ihren Flachs zu schönen Geweben der Flachs wird angenommen als Stroh, gerüstet, gebrochen oder gesponnen. Schöne Muster zur Ansicht.

Feine Delikatessen  
Güggeli / Ravioli / Pastelli / Sulzen  
**Traiteur Seiler**  
Uraniastrasse 7, Zürich 1, Telefon 27 49 77  
**J. Leutert**  
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren  
Metzgerei Charcuterie  
**Zürich 1**  
Schützenstrasse 7  
Telephon 23 47 70  
Telephon 27 48 88  
Filiale Bahnhofplatz 7

90 %  
aller Einkäufe besorgt die Frau. Mit Inseraten im «Frauenblatt», das in der ganzen Schweiz von Frauen jeden Standes gelesen wird, erreicht der Inserent höchsten Nutzeffekt seiner Reklame  
**Antiquariatsbuchhandlung Margareta Heuberger**  
Spezialisiert in Religionswissenschaft und Musik  
ZÜRICH 7/32, Gemeinestr. 26  
Telephon 32 07 16  
... mit besonderer Berücksichtigung individueller Wünsche.  
So führe ich meine Aufträge aus — und erteile ich meinen Unterricht.  
**Kunstgewerbliches Atelier Ise Scholl**  
am Schanzengraben 3 b. Paradeplatz, Zürich  
Tel. 27 99 67

**Handgewobene Stoffe**  
verschiedener Art,  
Jupes, Schürzen, Vorhänge, Decken, Teppiche  
mit Muster auch aus Ihren Riemli.  
Gut und preiswert durch  
**Handweberei M. Huber**  
Andelfingen - Tel. 4 12 06.

**Webgarne für Handweberei**  
Echte Baumwoll- und Leinengarne, roh und farbig, Indianen, le starke Teppichzettel aus Leinen und Baumwolle.  
Neu: Teppich-Wollgarne und Wollschlingen etc.  
Wollgarne für Stoffe, Kissen usw.  
**F. BURKHARD DREIER**  
Oberburg (Bern) Tel. (034) 2 26 34  
Hanf und Garne — Spulerei und Zwirnerei